

Franziska Schöffler

**Die Macht meiner Erinnerungen – Was
individuelle Erinnerungspraktiken zur *Anthropology of Memory* beitragen
können**

I. Einleitung

„Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte dazu – man kann nicht leben mit einer Erfahrung, die ohne Geschichte bleibt, scheint es, und manchmal stellte ich mir vor, ein anderer habe genau die Geschichte meiner Erfahrung ... [...]“

(Max Frisch, *Mein Name sei Gantenbein*, 1964: 11)

Der Mensch ist auf ein Bewusstsein seiner eigenen Vergangenheit angewiesen, um den Sinn seines Daseins zu erkennen. Ohne Erinnerungen würde ihm jegliches Gespür für Kontinuität und Kausalität fehlen. Die in unserem Gedächtnis gespeicherten Erinnerungen sind die Ressourcen, mit deren Hilfe wir sowohl die Welt um uns herum als auch uns selbst als Mensch interpretieren (vgl. Garde-Hansen/Jones 2012; Roberts 2012). Die systematische wissenschaftliche Erforschung des menschlichen Erinnerungsprozesses begann im frühen 20. Jahrhundert. Gegen Ende des Jahrhunderts sprach man bereits von einem *Memory Boom*. Das überwältigende Volumen der Forschungsbeiträge zum Thema Erinnerung erstreckt sich über beinahe alle Disziplinen – die Sozialwissenschaften, die Kulturwissenschaften, die Psychologie, die Kunstgeschichte, die Literaturwissenschaften, die Geographie, die Historie, die Medienwissenschaften, die Filmwissenschaften – mehr noch, verbindet sie miteinander. Die anthropologische Gedächtnisforschung hat sich dabei mit auffälliger Homogenität der Erforschung kollektiver Erinnerungspraktiken gewidmet. Dem Individuum bzw. der individuellen Erinnerung wird nur wenig bis gar keine Bedeutung oder Macht zugesprochen. Diese Arbeit erkennt im Fehlen des Individuums als Akteur bzw. Akteurin innerhalb der *Memory Studies* eine Forschungslücke und strebt an aufzuzeigen, dass die Anthropologie – insbesondere eine post-positivistische kritische Anthropologie – sowohl konzeptuelles als auch methodologisches Potential für die Erforschung individueller Erinnerung birgt. Der Fokus liegt dabei auf einer mit der postmodernen Wende geborenen autoethnographischen Praxis. Eine solche wird als Konzept und Methode erfasst, welche die Erforschung individueller Erinnerungssequenzen ermöglicht. Autoethnographie kann nur unter der Prämisse einer kompromisslos selbstreflektierten und -kritischen Arbeitsweise funktionieren. Die Gegenwart der Forscherin oder des Forschers muss mit all ihren Konsequenzen und Implikationen ausdrücklich erkannt und in den Forschungsprozess einbezogen werden. Eine diesen Prämissen folgende, auf individuelle Erinnerung ausgerichtete autoethnographische Arbeit vermag der Komplexität des Themas Erinnerung in besonderem Maße gerecht zu werden. Indem spezifische (individuelle) Erinnerungen in Bezug zu ihren kulturellen, sozialen, geographischen, politischen und historischen Kontexten gesetzt werden, erhalten sie ein Deutungspotential, welches weit über das Individuum hinausreicht und bisherigen – hauptsächlich auf kollektive Erinnerungsprozesse konzentrierten – Theorien Tiefe verleihen kann. Dieses Potential soll in der vorliegenden Arbeit durch das Vorstellen einiger ausgewählter Beispiele konkreter theoretischer und methodologischer Ansätze einer Erforschung individueller Erinnerungsprozesse vorgestellt und diskutiert werden. Ein Blick auf aktuelle Auseinandersetzungen und Schwerpunkte innerhalb der anthropologischen *Memory Studies* soll zunächst die Forschungslücke aufzeigen, welche

durch das Fehlen des Individuums als Akteur bzw. Akteurin entstand. Die ausgewählten Beispiele sollen dann exemplarisch aufzeigen, durch welche Ansätze diese Forschungslücke in Zukunft geschlossen werden können.

II. Aktuelle Auseinandersetzungen und Schwerpunkte innerhalb der anthropologischen *Memory Studies*: Fehlen des Individuums als Akteur bzw. Akteurin

Der deutliche Fokus der *Memory Studies* auf kollektive Erinnerung steht in Kontrast zum ursprünglichen Konzept aus der Psychologie, wo diese als etwas rein Persönliches, Individuelles gefasst wird: Erinnerung wurde mit Beginn des 20. Jahrhunderts psychologisiert, gegen Ende des Jahrhunderts kam die Wende zur kulturellen Erinnerung. Heute ist die Erforschung des kulturellen Gedächtnisses eine eigene Industrie. Connerton liefert für diesen Boom in seinem „How Modernity Forgets“ mögliche Erklärungsansätze. Dabei bezieht er sich unter anderem auf Beck, welcher die moderne Gesellschaft als *future risk society* beschreibt, in der die Gefahren der Zukunft – wie Nuklearwaffen und Klimawandel – die Vergangenheit obsolet werden lassen (Connerton 2009: 3). Eine weitere Erklärung könnte der Ansatz von le Goff sein, welcher von Erinnerung als einem Bestseller in einer von der Angst vor dem Vergessen geprägten Konsumgesellschaft spricht (ibid.: 2). In einer globalisierten Welt, in der sich das Verhältnis von Zeit und Raum radikal ändert, wird das Vergessen zur Notwendigkeit, um die Komplexität der Welt verarbeiten zu können. Connerton argumentiert, dass die Kunst der Erinnerung seit jeher an Räume und Orte geknüpft war: die *art of memory* als klassische *method of loci* (ibid.: 5). In Zeiten der Globalisierung wird nun die soziale Sphäre vom Lokalen getrennt. Räume bekommen eine neue Bedeutung. So prägt das Vergessen die moderne *art of memory*, in der sich die Gesellschaft nicht mehr zu erinnern vermag, weil ihre sozialen Bezugsräume verschwinden bzw. nicht mehr eindeutig erkennbar sind (vgl. Connerton 2009; Lustiger Thaler 2013). Berliner verweist auf den französischen Anthropologen Joel Candau (1998), welcher die rezente Obsession mit Erinnerung als *mnémotropisme* bezeichnet, welcher sich aus dem Versuch des modernen Menschen ergebe, den durch die Massenmedien vermittelten *data smog* zu verarbeiten: „Candau argues, our society is less capable of transmitting memory than others, and more obsessed with it“ (Berliner 2005: 199). Der Versuch der Verarbeitung der Informations- und Medienflut resultiere in der Fetischisierung von Erinnerungen (ibid.: 199). Der Fokus der *Memory Studies* auf Formen des kollektiven Erinnerns spiegelt den Versuch einer kollektiven Verarbeitung der Traumata moderner Geschichte. Die Auswirkungen zweier Weltkriege auf die Weltordnung und Identitätspolitik verlangte nach einer kritischen Umschreibung moderner Geschichte (vgl. Berliner 2005; Connerton 2009; Garde-Hansen/Jones 2012; Lustiger Thaler 2013). Ein Blick in die Ausgaben der letzten zwei Jahre des von Sage publizierten *Memory Studies Journals* macht den inhaltlichen Fokus der anthropologischen *Memory Studies* deutlich. Die meisten Studien beschäftigen sich mit der Verbindung von kollektiver Erinnerung und der Erosion des Nationalstaates, mit Kontexten der Diaspora, Genoziden, Erinnerungspolitik, *War-Memorials*, Kolonialismus, Militärkonflikten, sowie dem Holocaust (vgl. u.a. da Silva Catela 2015; Kansteiner 2014; Knudsen/Stage 2013; Serpente 2015). So spricht beispielsweise Kansteiner von einer starken konzeptuellen Homogenität innerhalb der *Memory Studies* trotz interdisziplinärem Ansatz und wirft die Frage auf, ob diese Homogenität begründet ist oder schlicht das Ergebnis der bisherigen Entwicklung einer noch relativ jungen Disziplin, welche methodologisch und konzeptuell noch nicht vollständig etabliert ist (vgl. Kansteiner 2010). Die Autoren und Autorinnen scheinen sich einig zu sein, dass das Individuum im Prozess der (kollektiven) Gedächtniskonstruktion relativ machtlos ist. Die konzeptuelle Unsicherheit beginnt aber schon bei der Differenzierung

individueller von kollektiver Erinnerung. Im Folgenden soll kurz auf die Diskussion der Möglichkeit und Sinnhaftigkeit einer solchen Differenzierung eingegangen werden.

Vom Sinn einer Differenzierung zwischen individueller und kollektiver Erinnerung

Schon Halbwachs beschäftigte sich intensiv mit der Möglichkeit eines strikt individuellen Gedächtnisses. Die Kindheitserinnerung (und ich spreche hier keineswegs von der Erinnerung einer oder eines Erwachsenen an ihre oder seine Kindheit, sondern von der Erinnerung eines Kindes an ein alleine erlebtes Ereignis) betrachtet er potentiell als die einzige Erinnerung, welche, frei von jeglichem durch die Gruppe zugetragenen Gedanken, einen reinen Abglanz der erlebten Erfahrung darstellt (vgl. Halbwachs 1967). Das Dilemma bestehe in der Unzugänglichkeit der individuellen Kindheitserinnerung durch den Erwachsenen. Mit der Entwicklung eines Gedächtnisses werde diese Erinnerung unmöglich, da sie sich mit der Zeit an soziale Rahmen knüpfe und dadurch verändere, nicht mehr der reine Abglanz des Erlebten sei: „Wenn wir uns nicht an unsere früheste Kindheit erinnern, so weil unsere Eindrücke tatsächlich über keinen Anhaltspunkt verfügen, solange wir noch kein soziales Wesen sind“ (ibid.: 16). Bei einem weiteren Gedankenexperiment stellt sich Halbwachs einen Reisenden vor (ibid.). Dieser reist in einer Gruppe. Während der Reise macht er sich Gedanken, welche im Nachhinein seine Erinnerungen an die Ereignisse prägen. Diese Gedanken macht er nur für sich, ohne sie mit einem oder einer der Mitreisenden zu teilen, und so unterscheiden sich seine eigenen Erinnerungen von denen seiner Mitreisenden, obwohl sie gemeinsam unterwegs waren. Die Gedanken während der Reise können sich an Freunde oder Freundinnen in der Heimat knüpfen, an etwas Gelesenes, Gesehenes. Sie entziehen sich dabei jedoch der Gedankenwelt einerseits der Mitreisenden, andererseits der Freunde und Freundinnen in der Heimat, des Autors bzw. der Autorin des Gelesenen, des Architekten, der Architektin oder des Künstlers, der Künstlerin des Gesehenen. Halbwachs fragt also: existiert diese Gedankenwelt und die Erinnerung an diese dann nicht einzig und allein im besagten Individuum? „Besteht nicht in meinem Gedächtnis etwas wie ein Rückstand eines Eindruckes, der sich dem Denken und dem Gedächtnis sowohl der einen wie der anderen entzieht und der nur für mich existiert?“ (ibid.: 25). In diesem Falle spricht er von einer Überschneidung zweier Gedankenwelten: die Überlagerungen verschiedener sozialer Einflüsse auf die Erinnerungen des Individuums würden in einem solchen Moment so komplex und verworren, dass sie weniger deutlich zu unterscheiden und einem Einflussbereich zuzuschreiben möglich seien: „Diese Erinnerungen, die uns rein persönlich und nur für uns kenntlich und auffindbar scheinen, unterscheiden sich von den anderen durch die größere Komplexität der zu ihrer Wiederbelebung notwendigen Umstände; dies aber ist nur ein gradmäßiger Unterschied“ (ibid.: 28, 29). Die individuelle Erinnerung wird bei Halbwachs zur Grenze der kollektiven Interferenzen. Aber entsteht nicht jedes kollektive Gedächtnis durch die Verknüpfung zahlreicher individueller Geschichten? „Collective memories are vital, but in the end they are lived out in individualized contexts of everyday lives of bodies moving through the time and space of affective life“ (Garde-Hansen/Jones 2012: 12). Auch Kansteiner merkt an, dass kollektive Erinnerung zwar ein kollektives Phänomen sei, sich jedoch nur im Handeln des Individuums manifestiere (vgl. Kansteiner 2002). Während Kansteiner die unzureichende konzeptuelle Differenzierung beider Felder kritisiert, lehnen viele andere eine solche allzu klare Differenzierung ab, so beispielsweise Garde-Hansen und Jones (vgl. Kansteiner 2002; Garde-Hansen/Jones 2012). Poole unterscheidet individuelle und kulturelle Erinnerung folgendermaßen: die individuelle Erinnerung basiert auf Erfahrungen, die kulturelle Erinnerung ist an Objekte und Praktiken geknüpft (vgl. Poole 2008). Doch auch Poole erkennt, dass eine Differenzierung beinahe unmöglich scheint. Ein fundamentales Argument gegen eine allzu strikte Differenzierung liefert ihm die Macht der Sprache und deren konzeptualisierende Struktur bezogen auf menschliche

Erinnerung. Es scheint nur eine kleine Lücke zwischen beiden Formen der Erinnerung zu geben. Wenn wir individuelle Erinnerungen als maßgeblich beeinflusst von zahlreichen äußeren Einflüssen betrachten, wie kann dann wirklich getrennt werden zwischen dem, was beeinflusst und dem, was beeinflusst wird, fragt John Sutton (vgl. Sutton 2011). Was bleibt noch als Erinnerung übrig, als authentisches Element einer erlebten Vergangenheit?

“If we constantly point only to the *failures* of remembering and the contagion introduced by social or other forms of influence, we implicitly still assume a pure ideal of what truth in memory would have to be. [...] Sharing memories is more than a process of triggering and cueing, more than the external uptake of fully formed contents. It is often exactly by incorporating, working through, and transforming the influences on our own memory that we come more effectively to renegotiate, thematize and our own past: influence is not intrinsically malign.” (ibid.: 356-357)

Der Grad an Konstruktion wird hier nicht als Unmöglichkeit eines individuellen Gedächtnisses betrachtet, sondern als Charakteristikum, welches ebenso vielfältige Aussagen über das Individuum ermöglicht. Dem Erinnerungsprozess als performative Konstruktion von Identität widmet sich eine Reihe neuerer anthropologischer *Memory Studies* mit dem Fokus auf individuelle Erinnerung. Es wird versucht, das Individuum, welches Halbwachs (1967; et al.) aus den *Memory Studies* herausgeschrieben hat, wieder hineinzuschreiben. Im Folgenden soll näher auf den methodologischen Grundbaustein einer auf individuelle Erinnerung fokussierten *Memory Work* eingegangen und im Anschluss einige konkrete Forschungsbeispiele vorgestellt werden, um das Potential eines solchen Ansatzes innerhalb der Anthropologie zu diskutieren.

III. Theoretische und methodologische Zugänge und Perspektiven einer auf individuelle Erinnerung ausgerichteten *Memory Work*

III.1. Einführung und Etablierung von *Memory Work* durch Frigga Haug und weitere Konzeptualisierung durch Annette Kuhn

Die ausgewählten theoretischen und methodologischen Ansätze anthropologischer Forschung mit dem Fokus auf individuelle Erinnerung beziehen sich zum Großteil auf das von Frigga Haug in den 1970er Jahren entwickelte Konzept der *Memory Work* (dt.: Erinnerungsarbeit).¹ Haug befasste sich in den 1970er Jahren aus feministischer Perspektive mit der sexuellen Sozialisation von Frauen (vgl. Haug 1991). Sie kritisierte universalisierende Theorien der etablierten Sozialwissenschaften, welche gesellschaftliche Phänomene aus einer dominant männlichen Perspektive betrachteten. Haug vertrat den Ansatz, dass gesellschaftliche Phänomene aus einer genderspezifischen Perspektive betrachtet werden müssen. So könne beispielsweise das Erleben von Angst nicht als universal menschlich und damit geschlechter-unabhängig untersucht werden, sondern bedürfe einer wissenschaftlichen Methode, welche die betroffenen Gruppen aktiv in den Forschungsprozess einbezieht (vgl. Haug 2000). Im Kontext ihrer Arbeit zur sexuellen Sozialisation von Frauen entwickelte sie eine Methode, in der Frauen auf ihre eigenen persönlichen Erfahrungen als Quellenmaterial zurückgriffen und im Kollektiv mit diesem persönlichen Material arbeiteten. Im Folgenden wird näher auf diese Methode eingegangen. Die Darstellung des Fallbeispiels bezieht sich auf den in Susannah Radstones

¹ Ich werde zur Vereinheitlichung die englische Übersetzung *Memory Work* verwenden.

Sammelband „Memory and Methodology“ erschienenen Aufsatz Haugs, in welchem sie die Anfänge ihrer Arbeit mit Erinnerung reflektiert (vgl. Haug 2000). Ergänzend wird Annette Kuhns im selben Sammelband erschienener Essay „A Journey Through Memory“ herangezogen, welcher sich auf Haugs Methode der *Memory Work* bezieht und diese weiterführend konzeptualisiert (vgl. Kuhn 2000).

Memory Work nach Frigga Haug: Kollektive Dekonstruktion von Erinnerungssequenzen

Für Haug (2000) bestand die Herausforderung darin, eine Methode zu entwickeln, welche eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit persönlichem Erinnerungsmaterial ermöglichen würde. Die Methode bedurfte dazu eines kritischen Potentials: einerseits im Umgang mit all den Prämissen, welche sich aus der Arbeit mit Erinnerungen ergaben, andererseits als Gegenentwurf zu den von Haug kritisierten etablierten Theorien und Methoden. Im Bewusstsein, dass Erinnerungen niemals direkte Wiedergabe einer erlebten Vergangenheit sind, sondern auf komplexe Weise vom sozialen und kulturellen Umfeld und der gegenwärtigen Situation beeinflusst werden, widmete sich Haugs Methode einer Dekonstruktion der durch den Vorgang des Erinnerns geschaffenen Konstrukte (vgl. *ibid.*). Das schrittweise Aufbrechen der durch Gesellschaft, Sprache und Kultur geformten Erinnerungen vermochte vielfältige Aussagen über das jeweilige Zusammenwirken gesellschaftlicher Kräfte zu ermöglichen. Die Lebensgeschichte eines Individuums orientiert sich an einem gesellschaftlich konventionierten Drehbuch und folgt dabei klassischen stilistischen Regeln des Erzählens: es gibt einen Anfang, einen Hauptteil, ein Ende (vgl. Fivush 2008). Beim Erzählen der Lebensgeschichte selektiert das Individuum alles Erlebte, bis es zum Drehbuch passt. Die Selektion der persönlichen Lebenserfahrungen erfolgt zumeist unbewusst und hat eine die Autobiographie harmonisierende Funktion (Kuhn 2000: 180). Irritierende, der Logik des Drehbuches abweichende Erfahrungen werden ausradiert. Insbesondere diesen ausselektierten Erinnerungen widmete sich Haugs Methode (vgl. Haug 2000). Wie konnten diese der Selbstzensur zum Opfer gefallenen Erinnerungen wieder sichtbar gemacht werden? Die Überlegung impliziert, dass das Vergessene eine ebenso große Bedeutung spielt wie das Erinnerte (vgl. Connerton 2009). Gleichzeitig musste die Rolle der Sprache und die ihr zukommende Macht in Bezug auf den Vorgang des Erinnerns untersucht werden. Das Individuum ist auf die Sprache seiner Kultur angewiesen, um seine Erinnerungen wiederzugeben. Allein daraus ergibt sich eine Einschränkung: Es ist in seinen Ausdrucksmöglichkeiten beschränkt auf den in der Sprache seiner Gesellschaft vorhandenen Wortschatz. Die Sprache selbst ist ein komplexes System aus Bedeutungen und Machtdynamiken und beeinflusst wesentlich die Art und Weise, wie und was erinnert wird (vgl. Foucault 1974). Aus dieser Erkenntnis ergab sich ein Forschungsansatz, welcher mithilfe der Diskursanalyse die Lebensgeschichten der Forschungsteilnehmerinnen zu dekonstruieren versuchte (vgl. Haug 2000). Durch schrittweise Dekonstruktion sollten jene fehlenden Stücke der Lebensgeschichte und die ihnen zugrundeliegenden Strukturen und Dynamiken der Gesellschaft wieder sichtbar gemacht werden. Um die harmonisierende und damit manipulierende Selbstzensur beim Erzählen der individuellen Lebensgeschichte auf ein Minimum zu reduzieren, entschied sich Haug gegen die Arbeit mit klassischer Autobiografie (d.h. vollständiger Lebensgeschichten) und beschränkte sich bei ihrem Projekt auf die Verwendung einiger ausgewählter Erfahrungs-/Erinnerungssequenzen. Das erinnerte Erlebnis stünde für sich als Sequenz und müsste nicht mehr in eine größere Rahmengeschichte passen. Auf diese Weise blieben Brüche und Disharmonien in der erzählten Sequenz enthalten. Die jeweiligen Sequenzen werden verschriftlicht, um eine Dekonstruktion mit Hilfe von Text- und Diskursanalyse zu ermöglichen. Die Verschriftlichung soll außerdem Distanz schaffen zwischen dem sich erinnernden Subjekt und der in einen Text überführten Erinnerung. Die Text- und Diskursanalyse der verschriftlichten Erinnerungssequenzen erfolgt in Gruppenarbeit. Zu-

nächst werden einfache, objektive Fragen an den Inhalt des Textes gestellt. Dadurch soll einerseits emotionale Distanz zum Text geschaffen und ein rein empathisches Nachempfinden durch die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer verhindert werden. Andererseits kann die Textsequenz auf diese Weise auf ihre einzelnen Elemente heruntergebrochen werden (ibid.: 157-160). Dadurch werden bereits Konstrukte der Autorin oder des Autors sichtbar. Im weiteren Verlauf des Arbeitsprozesses wird die Textanalyse mit theoretischen Ansätzen zum Thema verknüpft. Wesentlich ist, dass das Forschungsobjekt selbst aktiver Teil des Forschungsprozesses ist. Durch Text- und Diskursanalyse werden die gesellschaftlichen Dynamiken aufgezeigt, die in der Konstruktion der Erinnerung zusammenwirken und die gegenwärtige Identität des Subjekts konstituieren. Aufgabe der Anthropologin oder des Anthropologen ist es, in Kollaboration mit den anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern den Prozess der Identitätskonstruktion zu rekonstruieren. Die Methode gewinnt politischen Charakter, indem sie durch schrittweise Dekonstruktion ausselektierte Erinnerungen/Erfahrungen sichtbar macht und als reale Handlungsalternativen in der Gegenwart einführt. Der Arbeitsprozess der *Memory Work* soll dabei möglichst offen gestaltet sein. Entsprechend dem Thema können Blickwinkel und Theorien verschiedener Disziplinen herangezogen werden. Das genaue Thema zeichnet sich dabei meist erst im Laufe des Arbeitsprozesses ab (ibid.).

Weitere Konzeptualisierung durch Annette Kuhn: *Revisionist Autobiography*

Annette Kuhn wurde bei der Arbeit an ihrem vielzitierten Werk „Family Secrets“ (vgl. Kuhn 1995) maßgeblich von Haugs *Memory Work* beeinflusst. Sie verband die von Haug eingeführte Methode mit autobiografischem visuellem Material. Die (Selbst-)Reflexion ihrer autoethnographischen *Memory Work* bildete für sie die Basis einer weiterführenden Konzeptualisierung der Methode.² Kuhn definiert *Memory Work* als aktive Praktik des Erinnerns, welche sich auf die (Re)Konstruktion der Vergangenheit durch den Prozess der Erinnerung bezieht. Dabei spielt die Gegenwart eine ebenso wichtige Rolle wie die Vergangenheit (Kuhn 2000: 186). *Memory Work* birgt grundsätzlich ein Handlungspotential in der Gegenwart. Wesentlich ist laut Kuhn eine induktive Vorgehensweise im Sinne der Grounded Theory. Sie spricht in Anlehnung an Max Weber vom *Verstehen*: allen Ansätzen der *Memory Work* ist gemein, dass sie versuchen ihr Forschungsobjekt/-subjekt von innen zu verstehen und nicht durch reine Beobachtung und Theoretisierung von außen. Sie vergleicht den Vorgang mit Detektivarbeit. Ausgehend von einer genauen Beobachtung und Analyse des Forschungsobjekts werden Rückschlüsse gezogen und im Verlauf des Forschungsprozesses in einen größeren Kontext gestellt (Kuhn 2007: 283). Was dabei als Forschungsobjekt oder -material dient, kann variieren. Es kann von der Autobiographie eines Einzelnen ausgegangen werden oder von vielen, von Fotografien, Filmen, Objekten. Möglich ist alles, was als Träger von Erinnerungen dient (ibid.). Die Forscherin oder der Forscher kann von ihrem/seinem eigenen Erinnerungsmaterial ausgehen oder das anderer untersuchen. Dazu können verschiedene methodologische Ansätze und Research Designs herangezogen werden, von Textanalyse bis zu ethnographischer Datenerhebung. Die Auswahl und Kombination geeigneter Methoden orientiert sich an der Beschaffenheit des Forschungsobjektes (ibid.). Kuhn differenziert die im Rahmen von *Memory Work* entstehenden Texte als *Revisionist Autobiography* von jenen klassischer Autobiographie.³ Merkmal einer *Revisionist Autobiography* ist laut Kuhn die be-

² Ich beziehe mich in meiner Ausführung auf Kuhns Aufsatz „A Journey Through Memory“, welcher ebenfalls in Susannah Radstones Sammelband „Memory and Methodology“ (2000) erschien und zusammen mit Haugs Aufsatz eine Einheit bildet.

³ Das Konzept der *Revisionist Autobiography* ist nicht auf das narrative oder schriftliches Material beschränkt; es kann ebenso visuelles Material gemeint sein.

reits implizit oder explizit enthaltene Kritik des erinnerungsimmanenten Grades an Konstruktion. Die Lücke zwischen dem schreibenden und dem beschriebenen Ich wird mit einem Hinweis auf die Rahmenbedingungen der Textkonstruktion/-produktion ausdrücklich betont (vgl. Kuhn 2000: 181). Die Identität der Autorin oder des Autors wird als ein Produkt sozialer Beziehungen betrachtet. Diese Erkenntnis hat zwangsläufig Auswirkungen auf das erzählende Ich: so kann dieses durch eine Vielzahl von Diskursen fragmentiert sein. Die Texte der *Revisionist Autobiography* untergraben damit bewusst den Wahrheitsanspruch von Erinnerung. Das Erinnerte wird nicht als „Wahrheit“ betrachtet, sondern als Träger von Bedeutungen und Möglichkeiten und damit als potentielles Material für Interpretation (ibid.: 186). Formal zeichnen sich die Texte der *Memory Work* meist durch ihre Skizzenhaftigkeit aus. Da keine vollständigen Lebensgeschichten erzählt werden, sondern einzelne Sequenzen oder Erinnerungsfragmente, sind diese oft ohne sofort erkennbare Logik zyklisch oder repetitiv angeordnet und durch (Zeit)Sprünge und Brüche gekennzeichnet. Gleich einer Collage handelt es sich meist um Montagen aus einzelnen Vignetten, Nahaufnahmen und Fragmenten. Dabei werden auf stilistischer bzw. formaler Ebene keine festgelegten Regeln befolgt. Der experimentelle Charakter entspricht der von Haug erdachten Offenheit des Arbeitsprozesses in Ablehnung starrer Schemata. Kuhn spricht von einer metaphorischen Qualität der Texte. Meist geht es mehr um eine bestimmte Gefühlsstruktur als um ein spezifisches individuelles Leben. Diese Gefühlsstrukturen bieten die Möglichkeit der Identifikation und Theoretisierung (ibid.: 191).

Im Folgenden soll auf konkrete Beispiele verschiedener Anwendungen von *Memory Work* eingegangen werden. Den Anfang bildet eine der *Revisionist Autobiographies*, welche im Rahmen von Haugs Untersuchung zur sexuellen Sozialisation von Frauen entstand. Anschließend wird ein Fallbeispiel Kuhns vorgestellt, in welchem sie Familienfotos als Träger von Erinnerungen erforscht und mit autobiografischen Methoden kombiniert. Im Anschluss daran wird das autoethnographische Experiment von Horton und Kraftl (2012) vorgestellt, welche geografische Theorie mit methodologischen Ansätzen der *Memory Work* verbinden und dabei besonders die Rolle von Objekten als Erinnerungsträger in Beziehung zu bestimmten Orten untersuchen. Zuletzt werden die verschiedenen Ansätze in Hinblick auf ihr Potential ebenso wie auf Schwächen zusammengefasst und diskutiert.

III.2. *Revisionist Autobiography*: die weibliche Angsterfahrung

Der folgende Teil bezieht sich auf Haugs Essay „Memory Work: the Key to Women’s Anxiety“ (vgl. Haug/Hauser 1991; Haug 2000). Das Beispiel war Teil der von Haug durchgeführten Arbeit zur sexuellen Sozialisation von Frauen in den 1970er Jahren und wurde hier ausgewählt, um ihre Vorgehensweise als Pionierin des Faches an einem konkreten Beispiel zu verdeutlichen. Ihr Ansatz bildet die methodologische Basis der *Memory Work*, auf die sich alle Ansätze von *Memory Work* seitdem beziehen. Inhaltlich muss das Beispiel in seinem zeitlichen und gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden. Das methodologische Grundgerüst dieses frühen Beispiels hat jedoch nicht an Aktualität eingebüßt. Es zeigt, dass individuelle Erinnerungssequenzen ein Deutungspotential besitzen, das weit über das Individuum hinausreicht.

„An occasion when I was afraid“ – kulturelle Produktion von Angst

Am Anfang des Arbeitsprozesses steht die Formulierung eines allgemeinen Themas. Das Thema soll den Teilnehmerinnen und Teilnehmern als Impuls dienen und eine mit dem Thema verknüpfte Erinnerung evozieren. Die Formulierung wird bewusst möglichst offen gehalten. Die Erinnerungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer sollen nicht durch allzu detaillierte Fragen in eine bestimmte Richtung gelenkt werden, sondern, sofern es möglich ist, völlig frei und ungefiltert in Gang gesetzt werden. So wird sich das genaue Thema in den meisten Fällen erst im Laufe des Arbeitsprozesses herauskristallisieren. Im Fallbeispiel des von Haug beschriebenen Projekts wurde die Formulierung „An occasion when I was afraid“ gewählt (Haug 2000: 157). Die mit dem Thema assoziierten Erinnerungssequenzen werden in jedem Fall verschriftlicht und im Anschluss in der Gruppe analysiert. Besonders wichtig sind laut Haug die ersten intuitiven Reaktionen der Gruppe auf die vorgestellte Sequenz. Sie nennt diese *commonsense ideas* (ibid.: 159). Diese geben meist bereits Aufschluss über (geteilte) Weltbilder, und möglicherweise verinnerlichte kulturelle Hegemonien. Sie zeigen auf, welche Ansichten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer teilen, und in welchen sie sich unterscheiden. Durch das Einbeziehen der *commonsense ideas* werden diese selbst über die Erinnerungssequenz bzw. den Text hinaus zum Objekt der Forschung. Wichtig ist die schnelle und intuitive Reaktion der oder des die Gruppe leitenden Forscherin oder Forschers, da Meinungen schnell verloren gehen können (ibid.). Zur Veranschaulichung wählt Haug die konkrete Erinnerungssequenz einer Teilnehmerin aus. Die junge Frau beschreibt, wie sie allein auf dem Heimweg von einem Konzert in einer noch unvertrauten Stadt ist. Vor dem Betreten der U-Bahn-Passage überkommt die Frau plötzlich Angst, um die Ecke der U-Bahn-Passage zu biegen (ibid.: 158). Der Konsens der ersten intuitiven Reaktionen der Gruppenteilnehmerinnen auf die vorgestellte Sequenz war: sie hat Angst vor männlicher Gewalt (ibid.: 159). Im nächsten Schritt der Textanalyse wurden objektive Fragen an den Text gestellt. Auf diese Weise sollte Distanz hergestellt und ein rein empathisches Nachempfinden der Angsterfahrung verhindert werden. Den Intentionen, welche die junge Frau als Autorin (unbewusst) folgt, nämlich dem Hervorrufen von bestimmten Reaktionen (Empathie) auf den Text auf der Gefühlsebene, sollte bewusst **nicht** gefolgt werden (ibid.: 160). Die Fragen an den Text bilden den ersten Schritt der Dekonstruktion. Die einzelnen Elemente, aus denen sich die Sequenz zusammensetzt, werden seziert. Durch das Aufbrechen des Textes in seine einzelnen Elemente werden Widersprüche und Brüche sichtbar. Die durch die formalen Regeln des Erzählens entstandene Selbstzensur der Autorin wird Schritt für Schritt entlarvt und der Grad der Konstruktion des Textes sichtbar. Im Fallbeispiel wurde zunächst gefragt: Wovor hat die Autorin Angst? Allein diese Frage zeigte eine Lücke auf zwischen dem, was der Text objektiv beschreibt und den Bedeutungen, die ihm zugeschrieben wurden. Die Frau beschrieb lediglich den Moment der Angst beim Gedanken an das Umbiegen der Ecke in der U-Bahn-Passage und der Ungewissheit, was sie hinter der Ecke erwarten würde. An keiner Stelle des Textes sprach die Autorin ausdrücklich von Männern oder von Gewalt. Die Einstimmigkeit der *commonsense ideas* unter den Gruppenteilnehmerinnen bot damit die erste Basis für eine Interpretation, die in ihrem Aussagegehalt weit über die besprochene Erinnerungssequenz und damit die individuelle Erinnerung hinausreichte. In der Gruppenanalyse fiel zusätzlich die Darstellungsweise der beschriebenen U-Bahn-Passage auf. Die Darstellung und das damit verbundene Herstellen von Spannung entsprach gängigen Szenen aus Horror-, Thriller- und Kriminalfilmen (ibid.). Dieser Aspekt machte deutlich, wie vielfältig ein vermeintlich individuell empfundenes Gefühl von Angst in einer ganz spezifischen Situation von äußeren Faktoren beeinflusst wird. Spätestens an dieser Stelle wird klar, dass die Angst als ein kulturelles Produkt verstanden werden muss. Zur Analyse wurden nun Theorien aus Medien- und Filmwissenschaften sowie Rezeptionsforschung herangezogen, um genauer zu untersuchen, wie solche Bilder produziert werden (ibid.).

Kritik an einem Zivilisationsmodell: die weibliche „Natur“ als existentielles Schicksal

Im nächsten Schritt wurde gefragt, womit das Angstgefühl verknüpft wird, bzw. welche soziale Konstruktion von Angst die Autorin mit ihrem Text produziert hat (Haug 2000: 160). Im Laufe des kollektiven Dekonstruktionsprozesses offenbarte sich ein spezifisches Weltbild, welches die Autorin – größtenteils unbewusst – verinnerlicht hatte und welches ihre Handlungen und Emotionen und damit auch ihre Ängste steuerte. Das Angstgefühl wurde mit dem Gefühl des Alleinseins verknüpft. Alleinsein, welches Angst freisetzt, bezog sich dabei sowohl auf die Person der Autorin als auch auf Männer, welche allein, isoliert von einer Gruppe, auftreten (ibid.: 161). Die Gruppe funktionierte hier als gewaltkontrollierendes Element. Die Autorin fühlte sich sicher, solange sie Teil einer Gruppe war, auch wenn diese Gruppe aus Männern bestand. Im Gegenzug wurde ein unbekannter Mann nur als Gefahr empfunden, sobald er nicht dem kontrollierenden Einfluss einer Gruppe unterstand. Außerhalb der schützenden Gruppe fühlte sich die Frau dem männlichen Blick ausgeliefert (ibid.). Durch das Senken ihres Blickes, den Wunsch, sich unsichtbar zu machen, gibt sie die Kontrolle über ihren Körper auf. Was geschieht, ist eine Reduktion auf ihren Körper, auf ihre (weibliche) „Natur“. Gleichzeitig wird auch der Mann auf seine männliche „Natur“, seine Triebe, reduziert. Während der männlichen „Natur“ das Potential von Gewalt zugesprochen wird, ist die Frau im Angesicht dieses Gewaltpotentials zur Passivität verurteilt. Aus dieser „natürlichen“ Passivität entspringt die Unfähigkeit, die konkrete Angst zu artikulieren (ibid.: 162). Es ergibt sich ein Weltbild, in dem jede Begegnung der Geschlechter von Gewalt geprägt ist. Jeder männliche Blick wird als potentieller Gewaltakt wahrgenommen, selbst wenn es für diese Angst keine persönliche Erfahrungsebene gibt. Beide Geschlechter werden auf ihre „Natur“ reduziert, wobei „Natur“ mit Gewalt auf der einen Seite und Passivität auf der anderen Seite assoziiert wird. Die verschiedenen Ängste nähren und maximieren sich gegenseitig und schaffen die Konstruktion eines unbekanntes, undefinierten Bösen, welches die Frau machtlos macht.

In der nachfolgenden Etappe des Projekts versuchte die Gruppe, auf Basis der Ergebnisse der Textanalyse, Thesen zu formulieren. Die Thesen sollen theoretischen Gehalt haben und werden mit Angsttheorien verknüpft, um die Erkenntnisse der *Memory Work* in einen sozialen Kontext einzubetten. Im Fallbeispiel konzentrierte sich die Gruppe zunächst auf die widersprüchliche Erfahrung von bzw. Assoziationen mit „Natur“. Die „Natur“ wird zugleich als eigenes weibliches Schicksal empfunden, andererseits symbolisiert sie männliche Gewalt. Dies kommt durch verschiedene „Naturängste“, wie der Angst vor Nebel, Wind und Bäumen zum Ausdruck. Zum Selbstschutz vor der männlichen „Natur“ versucht die Frau durch das Verbergen ihrer weiblichen „Natur“, ihres Geschlechts, sexuelle Neutralität zu erreichen: „In all these scenes nature becomes a woman's fate which she can only escape by becoming disembodied“ (ibid.: 163). Die weibliche „Natur“ wird zum existentiellen Problem der Frau, welches ihren Handlungsspielraum einschränkt und in einer Vielzahl von konkreten Situationen entmachtend wirkt. Es wird deutlich, dass die empfundene Angst weniger an das Gewaltpotential individueller Männer geknüpft ist, sondern vielmehr auf einem Problem mit Männern als Agenten einer bestimmten sozialen Struktur basiert. Diese soziale Struktur ist Teil eines spezifischen Zivilisationsmodells. Eine konkret empfundene individuelle Angsterfahrung nimmt hier die Rolle eines Platzhalters für eine zugrundeliegende strukturelle Angst ein, welche die weibliche Positionierung in dem spezifischen Zivilisationsmodell betrifft (ibid.). Statt sich direkt auf das strukturelle Gesellschaftsproblem zu beziehen, knüpft sich die individuelle Angst an konkrete Gefahren, wie z.B. die einer Vergewaltigung.

Um der strukturellen Angst auf den Grund zu gehen, wurden an dieser Stelle des Arbeitsprozesses Ansätze der Kritischen Psychologie miteinbezogen. Diese beschäftigen sich mit der Frage, welche Rolle der weibliche Körper in der westlichen Gesellschaft einnimmt. Die weibliche „Natur“ wird hier als eigentliche Quelle der Angst entlarvt. Die Rolle des weiblichen Körpers/der weiblichen „Natur“ hängt unweigerlich mit der Aufgabe der Reproduktion zusammen. Die Frau findet sich in einem sozialen Wertesystem voller Widersprüche wieder (ibid.: 166). In diesem System hat sie keine Kontrolle über die Bedingungen, die ihr eigenes Leben bestimmen. Ihr Körper wird zu ihrem Schicksal:

“We may perhaps describe the position accurately by saying that women find themselves subject to their own bodies. It is their duty to act as overseers over their bodies and at the same time, they realise that these overseers have almost no power – either with regard to physical pleasure or their own protection, or even their role in the reproduction of mankind. Hence they incur guilt on every side.” (ibid.: 165)

Durch das Sichtbarmachen der zugrundeliegenden strukturellen Angst wurde die Kritik an einem Zivilisationsmodell deutlich, welches für die Autorin (und über ihre Person hinaus) konkretes Handlungspotential in der Gegenwart bot. Die individuelle Angsterfahrung konnte als Platzhalter für ein viel tiefer liegendes gesellschaftliches Problem entlarvt werden und erhielt damit über die individuelle Sphäre hinaus Relevanz. Im nächsten Beispiel wird auf den Ansatz Annette Kuhns eingegangen, welche die Methode der *Revisionist Autobiography* um visuelles Material erweiterte.

III.3. *Memory Work* und *Photography*

Kuhn beschäftigte sich über einen langen Zeitraum mit der Rolle von Fotografie als Trägerin von Erinnerungen. Dabei legte sie ihren Fokus auf Familienfotos und deren identitätskonstituierende Funktion (vgl. Kuhn 1995). Im Sinne der induktiven Vorgehensweise der *Memory Work* verwendete sie Familienfotos als Ausgangsmaterial ihrer Forschung und ging Schritt für Schritt der Frage nach, wie (Familien-)Fotos Erinnerungen produzieren. In Bezug auf Erinnerungen kommt der Fotografie eine besondere Rolle zu: Sie vermag es, einen Moment und damit eine Erinnerung festzuhalten. Fotografien fungieren also zunächst als Speichermedium für persönliche Erinnerungen. Sie können als Erinnerungstütze bestimmte Erinnerungen wieder hervorrufen. Gleichzeitig können durch sie Erinnerungen abgerufen werden, welche möglicherweise nicht selbst erlebt wurden: Fotos können also die Funktion einer *prosthetic memory* einnehmen (Roberts 2012: 97). Dies geschieht z.B. bei Fotos welche eine Person im frühen Kindesalter zeigen. Die Betrachterin oder der Betrachter hat das Gefühl, sich genau an jenen festgehaltenen Moment erinnern zu können. Die Erinnerung wird möglich durch die Aufnahme und die mit ihr verbundenen Praktiken des Betrachtens und Erzählens im Rahmen der Familie, wie beispielsweise Roberts gezeigt hat: „Stories that others relay and photographs I have seen inform my own memories and are intermingled as mine. Through conversations reminiscing over past events and episodes, we collectively recall ourselves as a family“ (Roberts 2012: 96). Roberts unternahm einen Selbstversuch, in dem sie persönliche Familienfotografien als Material im Rahmen von *Memory Work* heranzog. Die Aufnahmen waren alle an einen spezifischen Urlaubsort in Wels gebunden, der für die Familie Symbolgehalt hat. In Kollaboration mit ihrer Familie untersuchte sie, wie individuelle Erinnerungen mit den geteilten Erinnerungen zusammenhängen. Sie argumentiert, dass Fotografien und die dazugehörigen Praktiken Räume schaffen, in denen persönliche sowie Familien-Identitäten konstituiert, verhandelt und verändert werden (ibid.). Fotos sind dabei mehr als nur Gedächtnisstützen, welche diese oder jene Erinnerung ergänzen. Vielmehr sind sie selbst Produzenten

von Erinnerungen. Die Erinnerungen entspringen nicht direkt dem Bild an sich, sondern werden erst in Relation zu den Familienmitgliedern, den gemeinsam erzählten Geschichten und geschaffenen Bedeutungen, zu einem identitätskonstituierenden Element. Bestimmte Erinnerungen und Geschichten werden immer wieder erzählt und konstituieren den Mythos der Familie und damit dessen Identität als eine Einheit (ibid.). Das Foto steht also an der Schnittstelle von individueller und kollektiver Erinnerung und ist eine soziale Praktik. Weit entfernt von einer bloßen Abbildung der Vergangenheit sind Fotografien kulturelle Artefakte und folgen, wie die Sprache, bestimmten kulturellen und ästhetischen Regeln. Sie sind, wie Texte, kulturell konstruiert. Daraus ergibt sich, dass Fotografien, ebenso wie Texte oder Erzählungen, dekonstruiert werden können und müssen (vgl. Kuhn 2000). Durch die Dekonstruktion der Fotografie und der daran geknüpften Praktiken kann auch hier, als visuelle *Revisionist Autobiography*, durch *Memory Work* ein Handlungspotential für die Gegenwart erarbeitet werden.⁴

Fallbeispiel Visuelle Autoethnographie: Dekonstruktion, Workshop-Methode und oral-photographic method nach Annette Kuhn

Im Folgenden gehe ich auf ein konkretes Fallbeispiel von Annette Kuhn ein. Kuhn hat eine mehrstufige Methode für die Anwendung von *Memory Work* im Zusammenhang mit Visuellem Material, in diesem Fall Familienfotos, erarbeitet (vgl. Kuhn 2007). Den ersten Schritt der Methode bildet ein interpretativer Ansatz, beginnend mit einer objektiven und detaillierten Beschreibung des Bildes. Im nächsten Schritt werden Fragen zu seinem Entstehungskontext gestellt: Wo, wann, wie, von wem und warum wurde das Bild aufgenommen? Mit welchem Medium? Folgt die Aufnahme bestimmten ästhetischen Konventionen, kann sie einem bestimmten Stil zugeordnet werden? Darüber hinaus werden Überlegungen zur Rezeption des Bildes angestellt: Für wen oder was wurde es aufgenommen? Wer hat es wann und wo aufbewahrt? Wer hat es sich wann angeschaut? Dieser erste interpretative Ansatz kann zunächst allein, auch autoethnographisch, stattfinden (ibid.: 284). Eine Erweiterung dieser Praktik stellt die kollaborative Analyse im Rahmen eines Workshops dar. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Workshops arbeiten mithilfe dieser Fragen einerseits mit ihrem eigenen Bildmaterial, andererseits assistieren sie sich gegenseitig. Der Austausch soll ein Betrachten aus möglichst vielen verschiedenen Blickwinkeln ermöglichen. Die Betrachtung des vertrauten und sehr persönlichen Materials in einem neuen Umfeld und durch andere Augen erweitert die Perspektive, gleich einer ethnographischen Arbeit. Die Workshop-Methode als qualitative Forschungsmethode kann Bedeutungen freilegen und je nach Intensität und Dauer des Workshops tiefreichende Erkenntnisgewinne erzielen. Sie zeichnet sich durch einen hohen Grad an Interaktivität aus und ist sowohl in kleinem als auch in großem Rahmen anwendbar (ibid.: 285). Die Arbeit mit individuellem Bildmaterial hilft laut Kuhn dabei nicht nur dem eigenen Verständnis, sondern ermöglicht Erkenntnis im größeren kulturellen Kontext. Im Sinne der induktiven Vorgehensweise kann Schritt für Schritt ein umfassenderes Verständnis erarbeitet bzw. freigelegt werden. Für den weiteren Prozess der Dekonstruktion adaptiert Kuhn im dritten Schritt die „oral-photographic method“ von Martha Langford, in welcher die oralen Erzählungen des Subjektes bei einem performativen Sichten des visuellen Materials miteinbezogen werden (ibid.). In dem von Kuhn beschriebenen konkreten Beispiel brachte ein junger Mann ein Foto mit in einen *Memory & Photography*-Workshop. Er war gerade aus der Provinz Chengdu im Südwesten Chinas nach Großbritannien gezogen. Das Foto, eine Schwarzweißfotografie, zeigt eine junge Frau, die ein kleines Kind auf dem Arm hält, hinter ihnen ein Haus und Bäume. Der junge Mann erklärte zur Einleitung im Workshop 2004, das Foto sei

⁴ An dieser Stelle möchte ich außerdem auf Tamara Wests visuell-narrative Erinnerungsarbeit mit Kriegsflüchtlingen des Zweiten Weltkrieges in Deutschland hinweisen, vgl. hierzu ihren Aufsatz „Remembering Displacement: Photography and the Interactive Spaces of Memory“ (2014).

1979 in China aufgenommen worden, wahrscheinlich von seinem Vater, und es zeige ihn als kleinen Jungen auf dem Arm seiner Mutter. Er selbst habe keine Erinnerung an den Moment der Aufnahme, trage das Foto aber seit Jahren bei sich. Das Foto, welches (aus westlicher Perspektive), auf den ersten Blick, wie ein klassischer Mutter-Kind-Snapshot wirkt, offenbarte im Laufe des mehrstufigen Verfahrens weit tieferreichende Bedeutungen. Ausgehend von dem Foto wurden zunächst im interpretativen Verfahren die zuvor erläuterten Fragen an das Bild und dessen Entstehungskontext gestellt (vgl. Kuhn 2007). Die Antworten auf die Fragen wurden dann als Material zur Interpretation herangezogen. Das auf der Rückseite des Fotos vermerkte Datum ermöglichte eine zeitliche und damit in diesem Fall geschichtliche Kontextualisierung der Aufnahme. Das Bild, 1979 aufgenommen, zeigt den jungen Mann als zwei-jähriges Kind am Arm seiner zu diesem Zeitpunkt etwa 30-jährigen Mutter. Seine Eltern gehörten zu einer Generation junger Chinesen und Chinesinnen, die wesentlich durch die Ereignisse der vorangehenden Jahre geprägt wurden. So erzählt das Bild die traumatischen Ereignisse, rund um die Geburt des Kindes: Diese erfolgte gegen Ende der Kulturrevolution in China. Die Eltern hatten sich auf dem Land während ihrer „Umerziehung“ kennengelernt. So kommt es, dass der junge Mann seine Existenz letztendlich einem historischen Ereignis zu verdanken hat, begleitet von Trauma und Verlust. Durch die zeitliche Kontextualisierung wird deutlich, dass das Bild für seine Eltern einen enormen symbolischen Wert haben muss: es symbolisiert für sie den Beginn eines neuen Lebensabschnitts (ibid.: 287, 288). Die Zeit war gezeichnet durch materielle Not und eine große Unsicherheit in Bezug auf die Zukunft. Die Einführung der Reform- und Öffnungspolitik in China bot Hoffnung auf eine bessere Zukunft und dieser kleine Junge war der Träger all dieser Hoffnungen. Eine weitere Dimension bekommt dieser Aspekt bei Berücksichtigung der chinesischen Ein-Kind-Politik und der spezifischen Bedeutung, die der Geburt eines Jungen in China beigemessen wird (ibid.). Hinzu kommt, dass eine Fotografie zu jener Zeit in China keineswegs etwas Alltägliches war. Kaum jemand besaß selbst eine Kamera. Familienfotos waren bis zum Zeitpunkt der Kulturrevolution verboten (ibid.: 289). Die neue Urbanisierung Chinas eröffnete eine neue Ära und ein Wiederknüpfen von Familienbanden. Hinter der Aufnahme steht also die Geschichte des Mythos einer Revolution, eines Ereignisses, so groß, dass es eine individuelle Biografie zu absorbieren vermag. Die Bedeutung der Aufnahme für den jungen Mann reicht jedoch über die ganze Entstehungsgeschichte (und damit ihren kulturellen und historischen Wert) hinaus. Das Foto hat einen persönlichen Wert für ihn, es spielt eine Rolle in seiner Gegenwart. Nach seiner Studienzeit in China kehrte er ins Elternhaus zurück und sah beim Durchblättern der Familienalben das Bild. Ohne zu wissen warum, zog es ihn besonders an. Er nahm es aus dem Album und trägt es seitdem bei sich, als Teil von sich. Er sieht in diesem Bild einen entscheidenden Teil seiner Identität, eine Erweiterung und einen Ausdruck seiner Selbst (ibid.: 290).

Die interaktive, performative Praktik der Fotobetrachtung bringt die vielen Bedeutungsschichten des Fotos ans Licht und verdeutlicht die Verknüpfung von persönlicher, kultureller und sozialer Ebene. Dieser Prozess könnte laut Kuhn endlos weitergeführt werden: „Memory work is rather like peeling away the layers of an onion that has no core: each level of analysis, while adding more knowledge, greater understanding, also generates further questions. Analysis, as Freud might have it, can be interminable“ (ibid.). Sie beschreibt ihre Erfahrungen mit *Memory Work* als dauerhaft begleitet von selbstkritischer Reflexion und vom Experimentieren mit der richtigen Kombination passender Methoden und Ansätze. Die Offenheit von *Memory Work* als methodischem Ansatz impliziert stets das Aufkommen potenziell unbeantwortbarer Fragen. In diesem Fallbeispiel kam etwa im Laufe des Arbeitsprozesses die Frage der Rolle des Forschers, der Forscherin im Forschungsprozess auf: Wie wichtig ist das Vorwissen des Forschers, der Forscherin zu sozialem, kulturellem, historischem und technischem Kontext der Aufnahme? Ist es hilfreich, selbst Teil der analysierten Kultur(geschichte) zu sein?

Die Kritik an Autoethnographie als wissenschaftliche Methode wird an späterer Stelle noch aufgegriffen, auch in Bezug auf das Potential eines Methodenpluralismus. Zunächst soll jedoch auf ein weiteres Beispiel von *Memory Work* eingegangen werden.

III.4. Verknüpfung von *Memory Work* und Geografie: *Non-Representational Geography* am Beispiel von John Hortons und Peter Kraftls autoethnographischer Praxis

Das folgende Beispiel bezieht sich auf Zugänge der *Memory Work*, welche in Owain Jones und Joanne Garde-Hansens Sammelband „*Geography and Memory*“ (vgl. Garde-Hansen/Jones 2012) vorgestellt wurden. Garde-Hansen und Jones plädieren für eine Verknüpfung von Geografie und *Memory Studies* im Sinne einer *Non-Representational Geography* (NRG). Der Ansatz der NRG entspringt der Ablehnung geografischer *Memory Studies* zum Zwecke der Repräsentation. Die klassische Geografie konzentriert sich Garde-Hansen und Jones zufolge traditionell auf kollektive Erinnerungspraktiken, etwa im Zusammenhang mit nationalen Identitäten. Sie verfolgt damit meist einen repräsentativen, politischen Zweck. Die NRG lehnt eine solche Reduktion auf das Repräsentierbare ab und erkennt ein Potential zur Erforschung von Alltagspraktiken an (ibid.).⁵ Zum erforschten Alltagsmaterial gehören Erinnerungspraktiken, welche mit experimentellen Forschungsansätzen untersucht werden. Dazu gehören auch methodische Ansätze der *Memory Work*, wie sie durch Frigga Haug und Annette Kuhn eingeführt und etabliert wurden. Der Sammelband untersucht, wie Erinnerung und Orte/Räume im Prozess der Identitätsbildung miteinander verknüpft werden. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass sich identitätsstiftende Erinnerungen meist auf konkrete Orte beziehen. Umgekehrt gewinnen Orte Bedeutung durch Praktiken im Raum. Identität wird dabei nicht als etwas Statisches gesehen, sondern vielmehr als andauernder Prozess der Rekonfiguration und Neuverhandlung des Selbst in Raum und Zeit. Der Fokus liegt hier auf individueller Erinnerung und deren Performativität, wobei Garde-Hansen und Jones darauf hinweisen, dass eine strikte Trennung von individueller und kollektiver Erinnerung nicht sinnvoll erscheint (ibid.: 2). Eine Untersuchung von individuellen Erinnerungen sollte immer in Bezug zu historischen, sozialen und ökonomischen Kontexten erfolgen (ibid.). Um die Zusammenhänge von individueller Erinnerung mit materiellen Objekten, Bildern und Orten/Räumen zu untersuchen, werden Ansätze der Geographie mit Methoden der *Memory Work* verknüpft. Das autoethnographische Experiment von John Horton und Peter Kraftl soll im Folgenden vorgestellt werden.

Theoretischer Kontext: *Childrens's geographies* und Materielle Anthropologie

John Hortons und Peter Kraftls autoethnographische Arbeit verknüpft Alltagspraktiken mit theoretischem Kontext und folgt dabei aktuelleren methodischen Ansätzen einer performativen *Non-Representational Geography*. Ihr Fokus liegt im folgenden Beispiel auf *moments of transition* innerhalb individueller Lebensgeschichten. Horton und Kraftl untersuchen die Bedeutung alltäglicher materieller Objekte und die daran geknüpften Praktiken in *moments of transition*, d.h. bei einschneidenden Erlebnissen wie Umzügen oder Trauerfällen. Laut Horton und Kraftl werden an alltägliche Objekte Erinnerungen geknüpft, die ihrer Natur nach individuell und konkret lokalisierbar seien. Diese besitzen Bedeutungen für die Konstruktion des

⁵ Deborah Thien diskutiert dieses Potential in ihrem Aufsatz „After or Beyond Feeling? A Consideration of Affect and Emotion in Geography“ (2005).

Selbst. Durch Praktiken im Alltag können spezifische Erinnerungen wieder abgerufen werden – einmal mehr, ein andermal weniger freiwillig. Solche Erinnerungspraktiken werden hier am konkreten Beispiel des Schrank-Ausmistens untersucht, eine Aktivität, die viele Übergangsphasen des Lebens begleitet. Bei diesem Vorgang kommt es mitunter zu einer Konfrontation mit der Fülle eines ganzen materiellen Lebens. Entscheidend ist hierbei der identitätsstiftende Effekt solcher Praktiken des *sense-making* (vgl. Horton/Kraftl 2012).

Theoretisch verorten die beiden Autoren ihr Projekt in Forschungszugängen zu Kindheit, Affect und Materialität. Sie beschäftigen sich mit *emotional geographies* und setzen dabei einen Fokus auf *children's geographies*. Hierbei geht es um die Partikularität von Kindheitserfahrungen und mögliche Ansätze ihrer Erforschung (ibid.). Der Kindheit wird innerhalb der Untersuchung von Erinnerung schon bei Halbwachs eine besondere Rolle zugesprochen. Während dieses frühen Lebensabschnitts werden die Erfahrungen gemacht, welche das Erinnerungsmaterial des weiteren Lebens bilden. Die Erfahrungswelten von Kindern werden demnach als die einzigen Momente des Lebens betrachtet, in denen der Mensch noch von keinerlei Erinnerungen geprägt ist (vgl. Halbwachs 1967: 16). Die komplexe Verknüpfung von Erinnerungen, Emotionen, Identität und Orten wird durch experimentelle Ansätze mit kreativen und autoethnographischen Recherche- und Schreibmethoden versucht zu erforschen und folgt dabei dem Paradigma einer *Non-Representational Theory*. Erinnerungen nehmen hier die Rolle einer Brücke zwischen den Gedankenwelten von Kindern und Erwachsenen ein (vgl. Philo 2003). Die methodische Herausforderung einer Erforschung von Kindheitserinnerungen liegt in der Frage, inwiefern diese durch *Memory Work* wiederaufgerufen werden können, inwiefern derselbe Status/Blickwinkel wiedereingenommen werden kann (durch die oder den Erwachsenen). Die Annahme der absoluten Partikularität und Einzigartigkeit der Kindheitserfahrung steht dem Gedanken einer gemeinsamen Erfahrungsgrundlage gegenüber, die sich daraus ergibt, dass jeder Forscher, jede Forscherin selbst einmal ein Kind war (ibid.). Besondere erkenntnistheoretische Möglichkeiten werden dabei unter anderem der Erforschung von Tagträumen zugesprochen, da diese einen möglichst ungefilterten Zugang zum Unbewussten und damit zu „vergessenen“ Erinnerungen ermöglichen sollen. In diesem Kontext gewinnt der Körper eine bedeutende Rolle als Agent. Jede Erfahrung des Kindes wird körperlich erfahren und als Erinnerung gespeichert. Es ergibt sich ein andauernder Lernprozess, in dessen Verlauf sich ein immer komplexer werdendes Gedächtnis herausbildet. Daraus ergibt sich die wissenschaftliche Überlegung, dass ein Zugang zur Kindheitserfahrung eher über Gefühlsstrukturen als über Narrative möglich ist (vgl. Jones 2003).

Die theoretischen Ansätze zur Erforschung von Kindheitserfahrungen verknüpfen Horton und Kraftl mit Ansätzen Materieller Anthropologie mit einem Fokus auf *moments of transition* wie Tod und Verlust oder dem Übergang in das Erwachsenenalter. In diesem Kontext werden z.B. Rituale untersucht, durch die Erinnerungen und Emotionen produziert bzw. reproduziert werden. Ihr spezifischer Blickwinkel richtet sich dabei immer auf die Verknüpfungen mit bestimmten Orten oder Landschaften (Horton/Kraftl 2012: 28). Diese theoretischen Bezugsrahmen werden mit autoethnographischen Methoden der *Memory Work* verbunden. Das Schrank-Ausmistens stellt hier eine autoethnographische Praxis dar, welche im Anschluss durch autobiographische Vignetten verschriftlicht und theoretisiert wird.

„Clearing Out a Cupboard“: ein autoethnographisches Experiment

Die erste Vignette wurde von Horton verfasst und beschreibt den Moment seines Auszuges aus dem Elternhaus (vgl. Horton/Kraftl 2012). Ein Moment des Erwachsenwerdens, der erste Job steht bevor. Er räumt mit seiner Mutter seinen Schrank aus, einen Schrank, der sein ganzes bisheriges (materielles) Leben enthält. Jedes der Objekte, welche sie dem Schrank entnehmen, so banal es auch sein mag, lässt persönliche Erinnerungen wiederaufleben. Horton bezieht sich auf Annette Kuhns „Family Secrets“ (Kuhn 1995), in dem sie von Assoziationsketten spricht, welche durch materielle Praktiken freigesetzt werden. Letztere folgen keiner linearen Ordnung von Lebensereignissen. Das Erinnern wird im angeführten Beispiel von Mutter und Sohn voller Nostalgie zelebriert. Es hat eine wichtige soziokulturelle Funktion, denn es bietet für beide eine Möglichkeit des Umgangs mit der bevorstehenden einschneidenden Veränderung, dem Übergang in einen neuen Lebensabschnitt. Die Praxis des Aussortierens der persönlichen Objekte, das gemeinsame Erinnern erhält hier eine signifikante, beinahe rituelle Rolle in der (Re-)Konstitution von Beziehungen und Formationen wie „Familie“/„Zuhause“ und dem Umgang mit Veränderungen innerhalb dieser Beziehungsgeflechte und Bedeutungsformationen. Sie drückt das Bedürfnis von Mutter und Sohn aus, die Zeit in diesem entscheidenden Moment anzuhalten, den Moment der bevorstehenden Veränderung noch ein wenig hinauszuzögern.

In der zweiten Vignette geht Horton auf das Schrank-Ausmisten im Kontext von Trauer ein (vgl. Horton/Kraftl 2012). Diesmal handelt es sich um ein ganz anderes einschneidendes Erlebnis im Leben des Autors: den Tod des Großvaters. Der Schrank des Großvaters wird hastig ausgeräumt, in Erwartung der neuen Mieter bzw. Mieterinnen. Die Objekte, die dem Schrank entnommen werden, haben hier eine ganz andere Funktion: sie schaffen eine Verbindung zwischen dem Verstorbenen und dem Selbst. Die alltäglichen Gegenstände erhalten emotionale Bedeutung, weil sie einem verstorbenen geliebten Menschen gehörten. Sie erhalten durch den Verlust eine neue Bedeutung, oft mit dem Unvermögen, sie wegzuworfen. Sie funktionieren als Memoranden des Abwesenden. Das Durchsehen und Sortieren der Habseligkeiten des Verstorbenen und das damit verbundene Teilen von Erinnerungen und Geschichten ist in diesem Fall ein aktiver Prozess der Trauerverarbeitung: „Again, a process of sifting through things – thereby memories – can become a way of binding together and mutually supporting people experiencing a significant life-course event“ (ibid.: 35). Die Performativität materieller Objekte im Kontext von Trauer kann jedoch auch konfrontierend und zuweilen schockierend sein. So werden möglicherweise Erinnerungen an einen Menschen negiert, müssen revidiert werden. In diesem Fall entdecken die Enkelkinder, dass der Großvater ein Alkoholproblem hatte. Darüber hinaus werden unerwünschte Erinnerungen wachgerufen, beispielsweise durch Medikamente und Spitalsrechnungen an eine Krankheit, welche einen Schatten auf die schönen Erinnerungen an den Verstorbenen werfen (ibid.).

Die dritte Vignette, geschrieben von Kraftl, hängt eher mit einer bestimmten Form von Vergessen als mit dem Erinnern zusammen (ibid.). Kraftl beschreibt das Schrank-Ausmisten, das Sortieren in Kartons anlässlich des Umzugs in ein neues Haus, das erste gemeinsame Haus mit seiner Frau. Eine der Kisten wird mit Gegenständen befüllt, welche nicht eindeutig ein- oder aussortiert werden können. Diffuse, nicht direkt benennbare Erinnerungen hafteten an diesen alltäglichen Gegenständen. Ihnen kann weder ein direkter Nutzen noch ein Wert zugesprochen werden. Dennoch hält den Autor ein vages Gefühl davon ab, sie wegzuschmeißen. Der Karton mit den undefinierbaren Objekten wird mit in das neue Haus genommen und in einem neuen Schrank verstaut. Das Sortieren und damit das Erinnern bzw. die Auseinandersetzung mit den Erinnerungen wird aufgeschoben. Dadurch wird der Karton im Schrank des neuen Hauses zu einer Metapher für all die Empfindungen des Nicht-bereit-seins für diesen

neuen Lebensabschnitt. Anders als die Schrankinhalte bei Horton sind Kraftls Objekte charakterisiert durch Ambivalenz und eine Form des Vergessens (vgl. Connerton 2009).

Das Konzept „Zuhause“ und dessen Bedeutung für die Identitätskonstruktion

Alle drei Vignetten haben einen wichtigen Aspekt gemeinsam: Das „Zuhause“ als konkreter Ort sowie als Idee/Konzept spielt eine wichtige Rolle. Die Konstitution eines Zuhauses scheint von zentraler Bedeutung für die Konstruktion der eigenen Identität und ist eng geknüpft an materielle Objekte und die mit ihnen verbundenen Praktiken. Die Objekte sind Agenten, die über die Zeit die Abläufe des häuslichen Lebens beeinflussen und verändern bzw. konstituieren. Sie werden Teil des Konzepts „Zuhause“. Wenn es in den individuellen Lebensgeschichten zu Veränderungen kommt, wie einem Umzug, einem Verlust u. ä. behalten diese Objekte ihre Bedeutung bei, größtenteils in Erinnerungen. Für diesen Aspekt weisen Horton und Kraftl ausdrücklich auf den absolut spezifischen Kontext der Erfahrungen hin. Die emotionalen Herausforderungen, die hier durch materielle Objekte evoziert werden, können demnach nur durch die materiell privilegierte Situation der Autoren im Kontext englischer Mittelschicht-Nuklearfamilien verstanden werden. Unabhängig vom Inhalt eines Schrankes begleiten materielle Objekte ganz vielseitiger Art jedoch in vielen sozialen und geografischen Kontexten signifikante *moments of transitions* (Horton/Kraftl 2012: 41). Wenn dieses methodische Experiment der Autoethnographie also in seinem sehr spezifischen Kontext betrachtet und bewertet wird, kann es durchaus Rückschlüsse über diesen Kontext hinaus ermöglichen (ibid.). Die Praktik des Schrank-Ausmistens in ihrer Performativität ist zugleich absolut persönlich und individuell und doch in der Art und Weise des *sense-making* universell.

IV. Zusammenfassung und methodologische Reflexion

***Memory Work* als offener Prozess mit politischem Potential**

Die *Memory Work* wurde als soziologische Methode konzipiert, welche einerseits Wissen produziert, andererseits einen politischen Charakter hat, indem sie den in den Forschungsprozess integrierten Subjekten Handlungsoptionen offenlegt, welche sie zu eigenmächtigem Handeln befähigt: „Our task is to use memory work [...] to enable a different past to emerge in order to make possible a different present and with it a different course of action in the future“ (Haug 2000: 157). Die *Memory Work* verpflichtet sich dem postmodernen Paradigma einer Kritischen Anthropologie. Sie ist an sich Theoriekritik, indem sie etablierte Theorien dekonstruiert. Wenn das Forschungsobjekt die Konstruktion der menschlichen Identität ist, so muss sich die Methode dem Forschungsobjekt anpassen. Das Selbst ist keine fixierte Einheit, welche mit genauen Regeln ergründet werden kann. Die Konstruktion der Identität ist ein andauernder Prozess, welcher auch Neuverhandlungen des Selbst beinhaltet. Dieser Prozess ist auf vielfältige Weise an seine Umwelt geknüpft: an die Gesellschaft, an soziale Normen, an die Umwelt, an Objekte, an Menschen. Dieser dynamische Prozess bedarf daher einer ebenso dynamischen Methode. Haug ging es darum, eine Methode zu entwickeln, die keinem starren Muster folgt sondern sich stetig weiterentwickelt, also selbst einen offenen Prozess darstellt. Die konzeptuelle und methodologische Offenheit des Forschungsprozesses stellt zugleich Schwäche und Potential der *Memory Work* dar. Das Ablehnen starrer methodologischer und theoretischer Gerüste bedeutet eine epistemologische Herausforderung, es ist aber auch ein Aufbrechen traditioneller Forschungsansätze mit kritischem Potential. Den Ergebnissen, welche aus dieser Methode gezogen werden können, wird das Potential zugesprochen,

Leerstellen innerhalb der etablierten sozialwissenschaftlichen Theorien zu füllen. Sie bereichern diese um die Erfahrungsebene der Forschungssubjekte, welche als Experten und Expertinnen ihrer eigenen Erfahrungen aktiv in den Forschungsprozess miteinbezogen werden. Durch *negotiating* und *intersubjectivity* werden Konzepte bewusst in Frage gestellt und Identitäten neu verhandelt (vgl. Kuhn 2000, 2007).

Interdisziplinarität und Methodenpluralismus

Wie bereits deutlich wurde, sind die Memory Studies ein interdisziplinäres Feld. Die Methode der *Memory Work* wird meist von verschiedenen Disziplinen adaptiert und mit den jeweiligen anderen Methoden kombiniert. So haben z.B. Horton und Kraftl (2012) die *Memory Work* in ihre kulturgeographische Arbeit miteinbezogen. Im Verlauf des Arbeitsprozesses der *Memory Work* werden ebenso nach Bedarf Ansätze verschiedener Disziplinen herangezogen:

“In general, studies of cultural memory draw on, and often mix and match, a range of methods of inquiry – sociological, ethnographic, literary – so that a sort of unselfconscious methodological *bricolage*, pragmatic and in varying degrees inventive and productive, prevails in work in the field.” (Kuhn 2007: 283)

Haug hat in dem von mir angeführten Beispiel (literarische) Text- und Diskursanalyse mit Ansätzen der Psychologie und der Medienwissenschaften in ihre *Memory Work* integriert. Welche Methoden herangezogen und miteinander kombiniert werden, orientiert sich an der Beschaffenheit des verwendeten Erinnerungsmaterials. Die Arbeit mit visuellem Erinnerungsmaterial wie Fotografien erfordert zwangsläufig anderes methodologisches Werkzeug als die Arbeit mit oralem Material oder mit Text. Die Suche nach der richtigen Methodenkombination ist nicht selten gekennzeichnet durch Selbstversuche und Experimente. O’Byrne fordert eine kritische Reflexion bei der Verwendung mehrerer Methoden, besonders bei der Kombination von traditionellen mit neueren, experimentelleren Ansätzen. Eine kritische Evaluierung der potentiell geeigneten Methoden sollte dabei **vor** der Anwendung erfolgen (vgl. O’Byrne 2007). Das Argument der klassischen Ethnographie ist häufig, dass ein Mitglied einer Kultur bzw. einer Gruppe zu wenig Distanz hat, um wichtige Aspekte der eigenen Kultur bzw. Gruppe zu erkennen bzw. differenziert wahrnehmen zu können. Daraus speist sich die Kritik an den neueren autoethnographischen Methoden, deren Ergebnisse in ihrer Gültigkeit angezweifelt werden. Dieser Kritik begegnet die Kritische Post-Positivistische Ethnographie mit dem Ansatz der Methodentriangulation. Durch die Verwendung verschiedener Methoden wird versucht, möglichst viele Blickwinkel zusammenzutragen. Auf diese Weise wird versucht, dem *personal bias* einer rein autoethnographischen Forschung entgegenzuwirken (ibid.).

Konzept einer *methodological slowness*

Horton und Kraftl beziehen sich in ihrer Arbeit auf Kathleen Stewarts „Ordinary Affects“ (Stewart 2007). Diese spricht vom Bedürfnis der Sozialwissenschaften nach Schematisierung und Kodierung. Affektive Erfahrungen könnten jedoch nicht durch sozialwissenschaftliche Kodierung ausgedrückt werden. Das Bedürfnis nach Definition, nach repräsentablen Forschungsergebnissen, stünde so dem eigentlichen Verstehen des Forschungsgegenstandes im Wege. Sie argumentierte für eine *methodological slowness* zur Erforschung affektiver und damit ungreifbarer Aspekte des menschlichen Zusammenlebens. Horton und Kraftl weiten Stewarts Appell einer *methodological slowness* auf den Bereich Erinnerung aus und ver-

binden ihn mit Ansätzen der *Non-Representational Theory*. Ein langsamer, sensibilisierter Forschungsprozess würde am ehesten der Erforschung von Erinnerungen gerecht (Horton/Kraftl 2012: 28). Solch ein Ansatz impliziert die Bereitschaft eines unvoreingenommenen Einlassens auf den Forschungsgegenstand und damit auf die Komplexität eines noch verschwommenen bzw. undefinierten Themas wie Erinnerung. Ist diese Bereitschaft jedoch vorhanden, bietet sie in hohem Maße das Potential kritischer (Selbst-)Reflexion. Dieses hohe Maß an kritischer Reflexion kann dann zu Ergebnissen führen, welche in ihrem Aussagegehalt weit mehr in die Tiefe gehen als herkömmliche Theorien und Konzepte (ibid.). Wie von Haug konzipiert, könnten auf diese Weise theoretische Leerstellen gefüllt werden. Das Fallbeispiel „Clearing Out a Cupboard“ von Horton und Kraftl hat gezeigt, wie das Einlassen auf Details, Erinnerungen und Affekte, welche mit bestimmten Lebensabschnitten oder Übergangsphasen assoziiert werden, durch experimentelle methodische Ansätze kritische Reflexionen größerer sozialwissenschaftlicher Theorien zu *moments of transition* ermöglicht hat. Ergebnisse von *Memory Work* scheinen also herkömmliche Theorien zu vertiefen und bereichern. Sie ergänzen diese durch die Erfahrungsebene, die Affektebene, besonders auch durch die Einbeziehung der Person der Forscherin oder des Forschers in den Forschungsprozess. Dies setzt einen hohen Grad an Selbstreflexion voraus und entspricht dem postmodernen Paradigma einer kritischen Anthropologie. Der Forscher, die Forscherin wird explizit Teil des Prozesses, seine, ihre Subjektivität und Identität werden formuliert und reflektiert. Es können Aspekte und Details aufgegriffen werden, welche bei herkömmlicher Arbeit schnell verloren gehen oder übersehen werden bzw. aus dem Raster fallen. Eben diese zahlreichen Details und Verknüpfungen zeigen jedoch die Komplexität auf, durch welche sich der Forschungsgegenstand auszeichnet (vgl. Garde-Hansen/Jones 2012; Horton/Kraftl 2012).

Notwendigkeit der Kontextualisierung und selbstreflektierten Arbeitsweise

Der klassischen Ethnographie liegt das Prinzip zugrunde, dass selbst die alltäglichsten, scheinbar selbstverständlichsten Dinge Bedeutung erhalten, wenn sie aus der Distanz betrachtet werden. Zu Beginn der Anthropologie konnte diese Distanz nur durch den Blick eines Außenstehenden hergestellt werden. Seit der postmodernen Wende ist klar, dass die Forscherin oder der Forscher zwangsläufig in die Dynamik des beobachteten Feldes eingreift, durch ihre oder seine bloße Anwesenheit. Die Anwesenheit des Anthropologen, der Anthropologin ist nicht zu leugnen. Autoethnographie ist ebenso möglich. Dazu muss aber eine selbstreflektierte Arbeitsweise entwickelt werden, welche die Dynamiken von Wissen und Macht erkennt (vgl. Clare/Johnson 2000). Dies kann auch eine emotionale Herausforderung für die Person der Forscherin oder des Forschers darstellen (ibid.). Die Verwendung von Alltagsmaterial (oral, visuell, materiell) als Quellenmaterial zur Erforschung individueller Erinnerung erfordert, wie erwähnt, ein besonderes Maß an kritischer Reflexion. Einerseits muss das Material wissenschaftlichen Kriterien gerecht werden, andererseits muss die Rolle der Forscherin oder des Forschers im Prozess berücksichtigt werden, insbesondere bei autoethnographischer Arbeit. Beides impliziert die Notwendigkeit eines kritischen Blickwinkels. Kraftl konnte bei seinem autoethnographischen Experiment Distanz zum persönlichen Material aufbauen, indem er durch das Schreiben einer objektiven Inventar-Liste (des Schrank-Inhalts) die Rolle des Forschers annahm (vgl. Horton/Kraftl 2012). Die Distanz durch die Verschriftlichung und Theoretisierung half ihm, die alltäglichen vertrauten Gegenstände durch eine akademische Linse zu betrachten. So empfand er sich als Archäologe seiner eigenen materiell manifestierten Erinnerungen.⁶ Gleichzeitig muss eine Auswertung bzw. Interpretation des Materials in

⁶ Ich möchte an dieser Stelle zusätzlich auf Humphreys Reflexionen zur Verwendung autobiografischer Vignetten hinweisen (vgl. Humphreys 2005).

einem größeren Kontext verortet werden. Horton und Kraftl verweisen in diesem Kontext auf die zumeist absolute Spezifität der untersuchten Erfahrungen in Bezug auf ihre kulturellen, sozialen, geografischen, politischen und historischen Kontexte: „[...] the ability to attend to and make meaningful *any* banal, everyday, embodied experiences of ongoingness is highly situated in time and place, and highly conditional upon particular kinds of (classed, gendered, raced, sexualized) identities and norms“ (ibid.: 41).

Die vorgestellten Beispiele haben gezeigt, dass eine sensibilisierte und zugleich kritische anthropologische Erforschung individueller Erinnerungsprozesse das Potential hat, bestehende Forschungslücken innerhalb der *Memory Studies* zu füllen. Individuelle Erinnerungssequenzen besitzen ein Deutungspotential, das weit über das Individuum hinausreicht. Das Einbeziehen des Individuums als Akteur oder Akteurin in den *Memory Studies* vermag bisherigen Theorien Tiefe zu verleihen und der Komplexität des Forschungsobjektes Erinnerung gerecht zu werden. Dabei kommt es weniger darauf an, individuelle und kollektive Erinnerungsprozesse konzeptuell und methodologisch strikt voneinander zu trennen, als vielmehr eine sinnvolle Kombination theoretischer und methodologischer Ansätze anzustreben.

V. Bibliographie

- Berliner, David. 2005. The Abuses of Memory: Reflections on the Memory Boom in Anthropology. In: *Anthropological Quarterly* 78 (19), pp. 197-211.
- Candeau, Joel. 1998. *Mémoire et Identité*. Paris.
- Clare, Mariette and Richard Johnson. 2000. Method in Our Madness? Identity and Power in a Memory Work Method. In: Radstone, Susannah (ed.). *Memory and Methodology*. Oxford/New York.
- Connerton, Paul. 2009. *How Modernity Forgets*. Cambridge.
- Da Silva Catela, Ludmila. 2015. Staged Memories: Conflicts and Tensions in Argentine Public Memory Sites. In: *Memory Studies* 8 (1), pp. 9-21.
- Fivush, Robyn. 2008. Remembering and Reminiscing: How Individual Lives are Constructed in Family Narratives. In: *Memory Studies* 1 (1), pp. 49-58.
- Foucault, Michel. 1974 (Orig.: *Les Mots et les Choses*. Paris 1966). *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt am Main.
- Frisch, Max. 1964. *Mein Name sei Gantenbein*. Frankfurt am Main.
- Garde-Hansen, Joanne and Owain Jones. 2012. Introduction. In: Garde-Hansen, Joanne and Owain Jones (eds.). *Geography and Memory: Explorations in Identity, Place and Becoming*. London/New York.
- Halbwachs, Maurice. 1967 (Orig.: *La Mémoire Collective*. Paris 1950). *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart.
- Haug, Frigga (ed.). 1991. *Sexualisierung der Körper*. Berlin/Hamburg.
- Dies. 2000. Memory Work: the Key to Women's Anxiety. In: Radstone, Susannah (ed.). *Memory and Methodology*. Oxford/New York.
- Haug, Frigga und Kornelia Hauser (eds.). 1991. *Die andere Angst*. Berlin/Hamburg.
- Horton, John and Peter Kraftl. 2012. Clearing Out a Cupboard: Memory, Materiality and Transitions. In: Garde-Hansen, Joanne and Owain Jones (eds.). *Geography and Memory*. London/New York.
- Humphreys, M. 2005. Getting Personal: Reflexivity and Autobiographical Vignettes. In: *Qualitative Inquiry* 11, pp. 840-860.
- Jones, Owain. 2003. "Endlessly Revisited and Forever Gone": On Memory, Reverie and Emotional Imagination in Doing Children's Geographies. An "Addendum" to "To Go

- Back up the Side Hill': Memories, Imaginations and Reveries of Childhood" by Chris Philo. In: *Children's Geographies* 1, pp. 25-36.
- Kansteiner, Wulf. 2002. Finding Meaning in Memory: A Methodological Critique of Collective Memory Studies. In: *History and Theory* 41, pp. 179-197.
- Ders. 2010. Memory, Media and Menschen: Where is the Individual in Collective Memory Studies? In: *Memory Studies* 3 (1), pp. 3-4.
- Ders. 2014. Genocide Memory, Digital Cultures, and the Aesthetization of Violence. In: *Memory Studies* 7 (4), pp. 403-408.
- Knudsen, Britta and Carsten Stage. 2013. Online War Memorials: YouTube as a Democratic Space of Commemoration Exemplified Through Video Tributes to Fallen Danish Soldiers. In: *Memory Studies* 6 (4), pp. 418-436.
- Kuhn, Annette. 1995. *Family Secrets: Acts of Memory and Imagination*. London.
- Dies. 2000. *A Journey Through Memory*. In: Radstone, Susannah (ed.). *Memory and Methodology*. Oxford/New York.
- Dies. 2007. Photography and Cultural Memory: a Methodological Exploration. In: *Visual Studies* 22 (3), pp. 283-292.
- Lustiger Thaler, Henri. 2013. Memory Redux. In: *Current Sociological Review* 61 (5-6), pp. 906-927.
- O'Byrne, Patrick. 2007. The Advantages and Disadvantages of Mixing Methods: An Analysis of Combining Traditional and Autoethnographic Approaches. In: *Qualitative Health Research* 17 (10), pp. 1381-1391.
- Philo, Chris. 2003. To Go Back Up the Side Hill: Memories, Imaginations and Reveries of Childhood. In: *Children's Geographies* 1, pp. 7-23.
- Poole, Ross. 2008. Memory, History and the Claims of the Past. In: *Memory Studies* 1, p. 149.
- Roberts, Elisabeth. 2012. Family Photographs: Memories, Narratives, Place. In: Garde-Hansen, Joanne and Owain Jones (eds.). *Geography and Memory*. London/New York.
- Serpente, Alejandra. 2015. The Chilean Exile Diaspora Space as a Multidirectional Landscape of Memory. In: *Memory Studies* 8 (1), pp. 49-61.
- Stewart, Kathleen. 2007. *Ordinary Affects*. Durham.
- Sutton, John. 2011. Influences on Memory. In: *Memory Studies* 4 (4), pp. 355-359.
- Thien, Deborah. 2005. After or Beyond Feeling? A Consideration of Affect and Emotion in Geography. In: *Area* 37 (4), pp. 450-456.
- West, Tamara. 2014. Remembering Displacement: Photography and the Interactive Spaces of Memory. In: *Memory Studies* 7 (2), pp. 176-190.